

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

300 (22.12.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 202



Nr 202.

Karlsruhe, Dienstag, den 22. Dezember

1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Ohne Gewissen.

(34)

Roman von Reinhold Drimann.
(Nachdruck verboten.)

Doktor Siegmund Artois hatte ganz das Aussehen eines getretenen Hundes, als er sich jetzt nach kurzem Zögern in der That an den Schreibtisch setzte, um dem Befehl seines Schwiegervaters zu gehorchen.

Sobald er sah, daß der Andere die Feder ergriffen hatte, begann der Professor zu diktieren:

„Ich, Endesunterzeichneter, bekenne, daß ich an der mir zugeschriebenen Entdeckung des sogenannten künstlichen Chinins in Wahrheit nicht den geringsten Anteil habe, sondern daß ich durch schändlichen Vertrauensbruch, ehrlose Unterschlagung und gemeinen Diebstahl, begangen an dem schwerkranken Chemiker Valentin Düringhoffen —“

„Nein, nein, nein!“ fuhr Artois auf, indem er die Feder hinwarf. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, das werde ich niemals schreiben!“

Professor Wallroth zog seine Taschenuhr. „Ich gebe Ihnen drei Minuten Bedenkzeit“, sagte er mit unerbittlicher Härte. „Haben Sie sich bis dahin nicht entschlossen, zu schreiben, so schicke ich Ihr eigenes Dienstmädchen zur Kriminalpolizei und lasse Sie wegen versuchten Mordes verhaften.“

Siegmund Artois wollte lächeln; aber seine Gesichtszüge verzerrten sich statt dessen zu einer wahrhaft erschreckenden Grimasse.

„Halten — Sie — mich — für —“ brachte er mühsam hervor.

Doch Wallroth ließ ihn nicht ausreden. „Noch zwei Minuten! Ich werde beweisen, daß Sie den von Ihnen schimpflich bestohlenen Valentin Düringhoffen aus Furcht vor einer Entdeckung Ihres Betruges zu töten versuchten, indem Sie während der Abwesenheit seiner Pflegerin eine starke Dosis des sogenannten künstlichen Chinins in seine Medizin schütteten, wohl wissend, daß dadurch mit Sicherheit das Ableben des Kranken herbeigeführt werden mußte. Noch eine Minute! Wollen Sie jetzt schreiben, Herr Doktor Artois?“

Als hätte sich plötzlich eine Zentnerlast auf seine Schultern gelegt, war der Privatdocent wieder in seinen Stuhl zusammengesunken. Er wollte sprechen, aber seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut vernehmlich geworden wäre, und obwohl seine zitternden Finger kaum noch imstande waren, die Feder zu halten, schrieb er nach des Professors unbarmherzigem Diktat das zermalmende Bekenntnis seiner Schuld zu Ende.

Wallroth nahm das von Artois unterzeichnete Blatt und überlas es aufmerksam vom ersten bis zum letzten Wort.

„Gut!“ sagte er. „Einstweilen sind wir nun fertig miteinander. Da das Schicksal gnädig genug war, das Gelingen Ihres Verbrechens zu verhindern, mag Ihnen um meines Kin-

des willen, das noch Ihren verabscheuenswürdigen Namen trägt, die härteste Strafe erlassen sein. — Sie werden sich in einen versteckten Winkel zurückziehen, bis die Scheidung erfolgt ist, und werden dann Europa für immer verlassen. Dies sind meine einzigen Bedingungen. Sie wissen, daß es Sie ins Zuchthaus liefern würde, wenn Sie wagen könnten, eine von ihnen unerfüllt zu lassen. — Werden Sie sich ihnen also unterwerfen?“

Siegmund Artois antwortete nur durch ein stummes Kopfnicken, und der Professor ging.

Mit einem Aufschrei der wahnsinnigsten Verzweiflung warf sich nach seiner Entfernung der Privatdocent über den Schreibtisch hin.

Um die zehnte Stunde desselben Tages lief das Dienstmädchen des Doktors mit verstörtem, abschahlem Gesicht zu dem Pförtner des Hauses, um zu erzählen, daß ihr Herr mit großen, glasigen Augen und schrecklich verzerrtem Gesicht starr und steif auf dem Fußboden seines Arbeitszimmers liege. Man eilte zu den in der Nachbarschaft wohnenden Ärzten, und es traf sich, daß nach Verlauf einer halben Stunde deren zwei gleichzeitig über die Schwelle des Gemaches traten.

Ein starker Geruch wie von zerdrückten, bitteren Mandeln schlug ihnen entgegen; aus der krampfhaft zusammengezogenen rechten Hand des leblosen Körpers da auf dem Boden aber ragte der Hals eines winzigen Fläschchens hervor.

„Wir kommen viel zu spät, Herr Kollege“, sagte der eine Arzt zu dem anderen. „Er hat sich offenbar mit Blausäure vergiftet.“

Die kleinen Säger des Waldes waren verstummt, und das Laub der Buchenwipfel begann sich zu verfärben. Der Herbst war gekommen mit seinen klaren, mild-sonnigen Tagen und seiner erfrischenden Luft, die so wunderbar belebend auf Körper und Seele des Menschen wirkt.

Da, wo der Lindower Forst bis hart an die Landstraße herantritt, und wo der schlanke Turm eines schlichten Dorfkirchleins von ferne gleich einem winkenden Riesenfinger sichtbar wird, saß um die Zeit der Abenddämmerung Ingeborg Wallroth im Schatten der letzten alten Waldriesen, die hier am Rande des freien Feldes standen. Sie hatte sich auf einen Baumstumpf niedergelassen und ihr Haupt wie in träumerischem Sinnen an den mächtigen, moosbewachsenen Findlingsstein gelehnt, der hinter ihr zwischen den grauen Buchenstämmen lag. Nicht tief-schwarze Witwengewänder mit lang nachwallendem Schleier hüllten sie ein; denn ihre ehrliche, wahrheitsliebende Natur hatte sich dagegen gesträubt, eine Trauer zu erheucheln, von der sie im Herzen nichts empfand. Ein schlichtes, dunkles Kleid floß in einfachen Falten um ihre noch immer mädchenhaft zarten Glieder, und mit schwarzen Bändern und Spitzen war ihr Hüftchen garniert. Ein friedlicher, abgeklärter Ernst lag über

ihrer ganzen Erscheinung, etwas von jenem Ernst, der auch den Grundcharakter der vor ihren Blicken ausgebreiteten herrlichen Landschaft zu bilden schien.

Die erschütternden Ereignisse, die ihres Mammes Tod begleitet hatten, und die mannigfachen Aufregungen, die ihm folgten, hatten sehr nachteilige Wirkungen für Ingeborgs ohnedies angegriffene Gesundheit gehabt. Monatlang war der Professor in schwerer Sorge um sein scheinbar langsam dahin wellendes Kind gewesen. Aber die Widerstandsfähigkeit der jugendlichen Natur und der Wunsch, zu leben hatten den Sieg davon getragen über die drohende Gefahr. Seitdem die junge Witwe wieder als Gast auf Lindow weilte, war sie von Tag zu Tag aufgeblüht wie eine nach langer Zimmerhaft endlich wieder unter freiem Himmel in Licht und Sonnenschein versetzte Pflanze. Ihre Wangen hatten sich gerundet und mit zartem Rot gefärbt, und hell leuchtete es wieder in ihren noch jüngst so matt und lebensmüde blickenden schönen Augen.

Zieh schon stand die Sonne am Horizont, als von der Landstraße her der rasche Schritt eines Mannes vernehmlich wurde. Ingeborg horchte auf, und ein glückliches Lächeln flog über ihre Lippen. Eine Minute noch, dann stand er vor ihr, bei dem all ihre Gedanken gewesen waren, hoch und stattlich, in seiner äußeren Erscheinung ohne jede wahrnehmbare Spur der schweren Krankheit, von der er sich erst vor wenig Monaten als völlig genesen erhoben hatte. Ein brauner Vollbart umrahmte jetzt Valentin Düringhoffens Gesicht und stand ihm so vorteilhaft, daß man ohne besondere Uebertreibung von ihm als von einem schönen Manne hätte sprechen können. In den Augen Ingeborgs aber hätte es dieses Schmuckes sicherlich nicht bedurft, um ihn schöner erscheinen zu lassen als irgend ein anderes Wesen auf Erden.

Härtlich schmeigte sie sich an seine Seite, und als er sie heute auf den frischen roten Mund küßte, fast genau an der nämlichen Stelle, wo er sich vor anderthalb Jahren zum erstenmale diese Freiheit genommen, da riß sie sich nicht erschrocken von ihm los, sondern schlug statt dessen nur in überfließender Glückseligkeit ihre Augen zu ihm auf.

Arm in Arm wandelten sie zwischen den Wiesen und Feldern auf schmalen Wege dahin, von ihrer Zukunft plaudernd und von dem süßen, taum noch faßbaren Glück, das sie in ihrem Schoße barg. Auch von Valentin Düringhoffens weltberühmtem Heilmittel sprach Ingeborg einmal mit leuchtendem Blick. Da aber zog er sie zärtlich an sich und sagte leise: „Ich bin nicht mehr stolz darauf, Du Leure, denn ich habe ja an mir selbst erfahren, daß es auf Erden nur ein einziges Lebenselixier giebt, nur ein einziges wahrhaftes Allheilmittel — die Liebe!“

Abermals fanden sich ihre Lippen, und die rosigen Strahlen der untergehenden Sonne umwoben wie mit einem Glorionschein der Verklärung die beiden glücklichsten Menschenkinder, die es ihrer eigenen Ueberzeugung nach in diesem Augenblick auf dem ganzen weiten Erdenrunde gab.

Ende.

Das absolute Maßsystem.

Vortrag gehalten im naturwissenschaftlichen Verein*) am 4. Dez. 1896 von Hofrat Dr. O. Lehmann.

Die weitere Wissenschaft und Technik voranschreiten, je weiter sich die Handelsbeziehungen über alle Teile der bewohnten Erdoberfläche ausbreiten, um so mehr macht sich der Mangel eines präzis, für alle Orte gleichen, einheitlichen und praktischen Maßsystems geltend.

Trotz aller Bemühungen, zu einem solchen zu gelangen, herrscht heute leider eine solche Mannigfaltigkeit und Verwirrung in den Maßeinheiten, daß wir alle Ursache hätten, unsere Vorfahren in der ältesten Periode der Geschichte, im zweiten und dritten Jahrtausend vor Christi Geburt um ihr wohlgeordnetes, damals in der ganzen bekannten Welt angenommenes Maßsystem zu beneiden.

Allerdings lagen damals die Verhältnisse insofern wesentlich einfacher wie heute, als man mit drei Einheiten (Länge, Gewicht und Zeiteinheit) vollständig ausreichte, weil Messungen, wie sie die heutige Technik verlangt, nicht auszuführen waren.

Nach den Bezeichnungen, welche die alten Griechen den Länge-

*) Der Vortrag war von 20 experimentellen Demonstrationen in großem Maßstabe begleitet. So diente z. B. zur Bestimmung des mechanischen Effekts und des mechanischen Wärmeäquivalents ein 1/2-Perdiger Gasmotor, beim ein 1/2-Perdiger Elektromotor; für Wärmemessungen wurde der Dampfessel einer Dampfselektifiziermaschine und ein 1/2-Perdiger Luftkompressor gebraucht, für elektrische Versuche Ströme einer Accumulatorbatterie bis zu 2000 Ampere Stärke.

einheiten gegeben haben und welche wohl nur Uebersetzungen der ursprünglichen ägyptischen und babylonischen Namen sind, hat man ursprünglich als Längeeinheiten die Länge verschiedener Gliedmaßen des menschlichen Körpers benutzt, wobei vermutlich speziell diejenigen des Herrschers maßgebend waren, wie wir es auch noch in späterer Zeit bei unkultivierten Naturvölkern finden. Etwa vom zweiten Jahrtausend v. Chr. an bediente man sich aber dieser Bezeichnung nur, um die ungefähre Größe der Einheiten anschaulich auszudrücken, in Wirklichkeit stellten dieselben höchst wahrscheinlich bestimmte Bruchteile einer durch astronomische Beobachtungen*) gewonnenen Einheit, des ägyptischen Meridiangrades, dar. Die heilige Elle des Nilmessers soll genau der 200 000 ste Teil dieses Meridiangrades gewesen sein. 4 Ellen machten eine „Armweite“ (= 1,847 Meter) aus, diese letztere wurde ferner in 6 Fuß, 8 Spannen, 12 Halbfuß, 24 Handbreiten oder 96 Fingerbreiten eingeteilt. Außerdem diente als Einheit der „Schritt“, wobei 12 Schritte = 20 Ellen gerechnet wurden. 240 Schritte waren ein Stadium, 3000 Ellen eine Meile.

Die Einheit des Gewichtes war das Gewicht der Wassermenge, welche ein würfelförmiges Gefäß aufnehmen konnte, dessen Seitenlänge eine Längeeinheit war. Ein solcher Würfel von einer „Spanne“ (= 1/5 Elle) Höhe faßte ein „Talent“, nach unserem Gewicht etwa 29,3 Kilogramm.

Zur Darstellung der Zeiteinheit wurde daselbe würfelförmige Gefäß benutzt, indem man es am Boden mit einer feinen, in Gold oder Gelbfirn gebohrten Ausflußöffnung versah, deren Größe so bemessen wurde, daß die Zeit, in welcher sich das Gefäß entleerte, ein bestimmter Bruchteil der scheinbaren Umlaufzeit der Sonne d. h. des bürgerlichen Jahres war. Schon damals teilte man diese Zeit (das Jahr) in 12 Monate (da die Umlaufzeit des Mondes nahezu 12mal in der der Sonne entfallen ist), den Monat in 30 Tage zu 24 Stunden von 60 Minuten, jede zu 60 Sekunden, wie heute.

Außer dem beschriebenen System von Einheiten benutzte man, wenn auch selten, noch ein anderes, dem als Normalmaß ein würfelförmiges Gefäß von 1/2mal größerem Inhalt zu Grunde lag. Vielleicht beruhte diese Wahl darauf, daß die jüdische Umlaufzeit der Venus etwa 1/2mal so groß ist, wie die der Sonne.

Die Ausführung der astronomischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Beobachtungen, welche mit der Ausbildung des Maßsystems im Zusammenhang standen, war Sache eines besonderen Priester-Kollegiums, da den Gestirnen göttliche Verehrung gezollt wurde. Mit Ausbreitung des Christentums trat naturgemäß hierin eine Aenderung ein. Es begann der Zerfall der Naturwissenschaften und damit des einheitlichen Maßsystems. Im Mittelalter begann jeder Staat, selbst jede Stadt und in jeder Stadt wieder jede Handwerkerzunft ihre besonderen Einheiten zu wählen, so daß nach und nach eine ganz unerträgliche Verwirrung entstand, um so mehr, weil selbst die einmal gewählten Einheiten nicht dauernd beibehalten und die Urmaße nicht mit der nötigen Sorgfalt aufbewahrt wurden. Gemildert wurden die entstehenden Schwierigkeiten dadurch, daß die Einheiten großer Handelsstädte weite Verbreitung fanden, doch hat man z. B. vergeblich versucht, den genauen Wert der damals sehr verbreiteten „Römischen Mark“ (etwas weniger als ein viertel Pfund) zu ermitteln, da die in verschiedenen Städten aufbewahrten Kopien derselben Abweichungen von mehreren Grammen zeigen.

Um der Verwirrung ein Ende zu machen, bestimmte in England König Heinrich I. im Jahre 1101, daß künftig die Länge seines Arms bis zur Spitze des Mittelfingers unter der Bezeichnung „Yard“ als Längeeinheit gebraucht werden solle, auch leitete er zwei Gewichtseinheiten, das Troy pound und das Avoirdupois pound fest, letzteres zum Abwägen von Edelmetallen, letzteres für gewöhnliche Zwecke. Als Zeiteinheit wurde die mittlere Sonnensekunde beibehalten.

In Frankreich wurde im 13. Jahrhundert die „Toise“ = 6 pied du roi als Längeeinheit festgesetzt und an dem Gemäuer des Chatelet in Paris eine Eisenstange mit zwei um eine Toise entfernten Vorsprüngen befestigt, an welcher jedermann die Richtigkeit seines Maßstabes durch Durchschieben desselben zwischen den beiden Vorsprüngen prüfen konnte. Trotz dieser Festsetzungen erreichte indes die Verwirrung in den gebräuchlichen Maßen einen so hohen Grad, daß sich kurz vor Ausbruch der Revolution die namhaftesten französischen Städte mit einem gemeinsamen Gesuch um Einrichtung eines neuen einheitlichen Maßsystems an den König wandten. Derselbe versprach die Erfüllung der Bitte und veranlagte die Akademie der Wissenschaften, eine spezielle Kommission zu diesem Zwecke ein-

*) Bekanntlich haben sich die alten Ägypter und Babylonier sehr eingehend mit astronomischen Beobachtungen, zu welchen besondere Sternwarten angelegt waren, beschäftigt. Aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. ist uns auch ein ägyptisches Leberbuch der Mathematik erhalten geblieben (vgl. Rosenberger, Geschichte der Physik I, S. 150), verfaßt von dem Kgl. Sekretär Ahmes, aus welchem ersichtlich ist, daß man damals bereits mit Gleichungen 1. Gr. mit einer Unbekannten, arithmetischen und geometrischen Reihen und Berechnung des Flächeninhalts verschiedener ebener Figuren, wie Dreieck, Viereck und Kreis, wenn auch nicht vollkommen genau, Bescheid wußte.

zusehen. Mit der Einrichtung der Republik wurde indes die Akademie der Wissenschaften aufgelöst und es schien zunächst, als sollte die Regelung der Angelegenheit abermals unterbleiben. Bald erkannte man aber, daß die Auflösung der Akademie ein Fehler war, sie wurde wieder eingesetzt und die Kommission zur Feststellung des neuen Maßes noch vergrößert. Bei den Beratungen der Kommission wurde nun als die Hauptsache in den Vordergrund gestellt, daß die neuen Maßeinheiten, im Falle die Urmaße etwa durch Brand des Aufbewahrungsgebäudes oder auf andere Weise verloren gehen sollten, jederzeit mit voller Genauigkeit reproduzierbar sein müßten. Huygens hatte bereits früher (1664) aus diesem Grunde als Längeneinheit die Länge des Sekundenpendels vorgeschlagen, der Astronom Mouton in Lyon (1670) nach dem Vorgange der Alten einen bestimmten Bruchteil des Erdumfangs.

Man entschied sich für den letzteren Vorschlag, da derselbe eine genauere Feststellung ermöglichte, und gab dem 40millionsten Teil des Erdmeridians, welcher künftig als Längeneinheit dienen sollte, den Namen 1 Meter.

Das Gewicht des in einem würfelförmigen Gefäß von 0,1 Meter Seitenlänge bei + 4° Celsius enthaltenen Wassers sollte unter der Bezeichnung „Kilogramm“ als Gewichtseinheit dienen. Als Zeiteinheit wurde die mittlere Sonnenzeitsekunde, welche 1,0027379 mal so groß ist als die in der Astronomie gebräuchliche von der scheinbaren Umlaufzeit der Fixsterne abgeleitete „Sternsekunde“, beibehalten.

Es mußte also nun zunächst durch Ausmessung einer Anzahl Meridiangrade festgestellt werden, welches die genaue Länge eines Meters ist. Mit unsäglichen Schwierigkeiten, öfters unter Lebensgefahr der Beteiligten, wurde diese Aufgabe mitten in den Stürmen der Revolution gelöst und schließlich im Jahre 1800 der Akademie ein Platinstab übergeben, welcher bei der Temperatur 0° nach den Messungen und Rechnungen der Kommission genau die Länge eines Meters haben mußte und außerdem ein Platinblock von cylindrischer Form, welcher das Gewicht eines Kilogramms darstellen sollte. Diese neuen Urmaße wurden dem Staatsarchiv zur Aufbewahrung übergeben und heißen deshalb das „Archivmeter“ und das „Archivkilogramm.“

Bald stellte sich nun heraus, daß trotz aller angewandten Mühe und Sorgfalt die Messung nicht mit vollkommener Genauigkeit gelungen war, so daß also das Archivmeter und das Archivkilogramm nicht die Einheiten der ursprünglichen Definition entsprechend darstellen.

Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit sah man sich genötigt, unter Verzicht auf die ursprünglich beabsichtigte Reproduzierbarkeit der Maße, die ja auch wegen der durch die Abkühlung der Erde bedingten Veränderlichkeit des Erdumfangs keine absolut vollkommene sein konnte, die Definitionen zu ändern und einfach das Archivmeter und das Archivkilogramm als Einheiten der Länge bzw. des Gewichts festzusetzen.

Damit schien die Aufgabe der Herstellung eines einheitlichen Maßsystems erledigt und es erübrigte nur noch, die Regierungen der andern Staaten zu bewegen, auch ihrerseits diese neuen Maße zu acceptieren. Bis jetzt ist dies nur teilweise gelungen, indes ist Deutschland bald nach dem französischen Kriege der Aufforderung gefolgt, so daß nun auch für uns diese Einheiten maßgebend sind.

Dagegen ließe sich nichts einwenden, wäre nicht seitens der französischen Kommission bei Abfassung der Definitionen ein sehr schlimmer Fehler begangen worden, der leider auch Eingang in unsere gesetzlichen Vorschriften gefunden hat. Gemäß der Festsetzung der französischen Kommission, daß das Kilogramm als *unite de poids* zu dienen habe, ist in Artikel 1 des Gesetzes vom 11. Juli 1884 (Reichsgesetzblatt 1884 Nr. 20) angeordnet:

„Das Gewicht des in einem Würfel von einem Zehntel des Meter Seitenlänge enthaltenen destillierten Wassers im luftleeren Raum und bei der Temperatur + 4° des hundertteiligen Thermometers bildet die Einheit des Gewichts und heißt das Kilogramm.“

Das Wort „Gewicht“ wird nun aber in ganz verschiedenem Sinne gebraucht. Der Kaufmann denkt sich darunter die Menge des abgewogenen Stoffes, die Masse, oder, wie man sich früher ausdrückte, die Größe der Materie, der Ingenieur dagegen den Druck, den die Materie auf die Unterlage ausübt.

Der französischen Kommission war sicherlich dieser Unterschied wohl bekannt, denn die Untersuchungen von Galilei über die Fallbeschleunigung (1638), von Huygens über den Stoß (1668) und diejenigen von Newton über die Schwerkraft (1687) hatten in dieser Beziehung völlige Klarheit gebracht und schon damals war der Satz wohlbekannt, daß das Gewicht eines Körpers gleich ist der Masse desselben multipliziert mit der Fallbeschleunigung.

Allerdings herrschte auch zuweilen Unklarheit. Beispielsweise findet sich in dem zur Zeit der Publikation der Arbeiten der französischen Kommission erschienenen sehr verbreiteten Lehrbuch der Physik von Cavallo, deutsch von Trommsdorff, Erfurt 1804, S. 52 folgende Stelle: „Aus dieser Wahrheit (dem Gravitationsgesetz) folgt, daß wenn ein Körper A einen andern Körper B vergrößert, nach dem Mittelpunkt der Erde zuzufallen,

jener von diesem gedrückt wird, und dieser Druck ist der Größe der Materie von dem Körper B gleich. Dieser Druck nun heißt das Gewicht des Körpers B, und die Größe desselben wird ausgedrückt, indem man es mit einem gewissen willkürlichen, als Maßstab angenommenen Gewichte vergleicht, welches man eine Unze, ein Pfund, einen Gran u. s. w. nennen kann.“

Wie irrig diese Auffassung ist, kann man leicht daran erkennen, daß die Masse oder Stoffmenge eines Kilogrammstückes natürlich dieselbe bleibt, ob es sich etwa auf dem 45. Breitengrade oder in Karlsruhe oder Petersburg oder Madrid befindet. Bezeichnet man aber den an einer Stelle des 45. Breitengrades von einer Federwaage angegebenen Druck des Kilogrammstückes auf die Waagschale mit 1, so würde sich derselbe in Karlsruhe gemessen = 1,000338, in Petersburg = 1,001287, in Madrid = 0,999459 ergeben. Masse oder Größe der Materie und Gewicht können also niemals einander gleich sein, welche Einheiten man auch dafür wählen mag, denn das eine ist eine konstante, das andere eine mit dem Orte, wo man sich befindet, veränderliche Größe.

Weinstein (Physikalische Maßbestimmungen, Berlin 1888, S. 25) ist der Ansicht, die französische Kommission habe den Unterschied zwischen Masse und Gewicht gekannt, sie habe aber absichtlich die Definition wie oben gefaßt, um zu bewirken, daß allmählich der Begriff Masse durch das Wort Gewicht bezeichnet werde, in dem Sinne, wie es bei den Kaufleuten gebräuchlich war.

In der damaligen Zeit mag dies gerechtfertigt gewesen sein, da die Messung von Kräften bei der geringen Entwicklung der Ingenieurwissenschaften zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Vergleich zu der vielfachen Verwendung von Gewichtsstücken im Handelsverkehr eine geringfügige war, so daß man hoffen konnte, durch eine derartige gesetzliche Bestimmung die Zweideutigkeit des Wortes „Gewicht“ zu beseitigen. In Wirklichkeit ist es indes nicht gelungen und zwar deswegen, weil gerade um jene Zeit die Ingenieurwissenschaften fast plötzlich einen ungeahnten Aufschwung genommen haben, der eine vollständige Umwälzung der Kulturzustände herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Unschuldig oder hartgefottert? Die „Zgl. R.“ berichtet: In der Strafanstalt zu Diez im Regierungsbezirk Wiesbaden befindet sich ein Inasse, der im Jahre 1851 in der damals noch freien Stadt Frankfurt a. M. der Ermordung eines Bürgers beschuldigt und mehrere Jahre hindurch in Untersuchungshaft gehalten wurde. Weil er hartnäckig leugnete, gab man ihm einen Zellengenossen, um den mutmaßlichen Mörder auszuforschen; das Ergebnis wurde der Behörde mitgeteilt. Auf Grund desselben sowie noch einiger bereits festgestellter Indizien gab das Schwurgericht das „Schuldig“ ab, worauf der Mann zum Tode verurteilt, später aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde. Da sich der Verurteilte in der Strafanstalt sehr gut führte und im Krankendienste sehr brauchbar erwies, wurden für ihn wiederholt Gnadengesuche eingereicht, welche jedoch stets abschlägig beschieden werden mußten, weil kein Geständnis vorlag und der Verurteilte bei seiner ersten Behauptung blieb: „Ich kann mich einer That nicht schuldig bekennen, welche ich nicht begangen habe!“

— Wenn man zu schön ist. Aus Wien, den 18. Dezember, erzählt das „N. W. Tagebl.“: In eine recht komische Situation wurde vorgestern ein junger Mann, Gehilfe in einer Konditorei in der inneren Stadt, durch seine — Schönheit gebracht. Er hat ein Gesichtchen wie Milch und Blut, lockiges Haar, blaue Augen, eine zierliche Gestalt. Kürzlich hatte er für seinen Chef einen Geschäftsgang zu besorgen. Als er die Goldschmidgasse passierte, fiel seine Erscheinung einem zufällig vorübergehenden Ehepaar auf und der bessere Teil desselben, eine sittenstrenge Dame, schüttelte ihr weißes Haupt, da ihr der schöne Junge für einen Mann zu schön war. Die mißtrauische Dame ging also dem Jungen mit ihrem Manne nach und als sie gar sah, daß derselbe das Auslagefenster eines Damen-Konfektionsgeschäftes besichtigte, war es für sie ausgemacht, daß dieser Mann eine verleierte Dame sei. Da hefteten sie sich denn, immer empörter, an seine Fersen. Sie erzählten endlich einem Wachmann, an dem sie vorbeikamen, in kurzen Worten, daß dieses junge Herrchen mit seinem mädchenhaft zarten Gesichte und dem wiegenden Gange doch gewiß kein ehrliches Herrchen sei. . . . Und in der That war auch der Wachmann, der den jungen Mann zur Rede stellte, sowie übrigens auch jeder andere, der sich in der rasch entstandenen Corona befand, frappiert durch die geradezu mädchenhafte Erscheinung des Jungen, und als dieser versicherte, daß er Zuckerbäckergehilfe sei und seinen, sowie seines Arbeitgebers Namen nannte, rief die empörte Dame, die ihn angezeigt hatte, beim Anblick seiner feinen, weißen Hand: „Diese Ausrede auch noch! Sind das Zuckerbäckerhände?“ Und schon sollte der junge Mann auf die Wachtstube mit, wo er sich vielleicht hätte einer Visitation

*) In Karlsruhe wurde damals der Unterricht im Maschinenbau von dem Mechaniker des physikalischen Kabinetts erteilt.

unterziehen müssen, wogegen er jetzt — neuer Verdachtsmoment in den Augen der Entrüsteten! — ebenso schamhaft als energisch protestierte. Schließlich löste sich aber die Sache in Wohlgefallen auf, da sein Dienort sich in der Nähe befand und man also mit ihm hinging. Und das Resultat? Der Fuderbädergehilfe in wirklich ein junger Mann, dem bereits zum zweitenmale das gleiche Abenteuer passiert ist. Und nun erklärt er ganz verzweiflungsvoll: „Soll ich mir das Gesicht mit Vitriol überschütten, damit mich in Zukunft nicht alte Frauen mit blauen Augengläsern und Galoschen an den Füßen für ein verkleidetes Dienstmädchen halten?“

Zur Flucht der Prinzessin Evira von Bourbon wird der „Weser-Ztg.“ aus Madrid geschrieben: In den Kreisen der Carlisten erzählt man, daß das süchtige Paar zwar zunächst nach Amerika entkommen sei, daß aber doch von einflussreicher Seite ein Ausgleich der ganzen Sache angestrebt werde. Sogar ein hoher Kirchenfürst bemühe sich, dem Paare den Nachweis zu erbringen, daß die erste Ehe des Malers Folschi nicht allen kirchengesetzlichen Erfordernissen entsprochen habe und deshalb auch nach kirchlichem Rechte als ungültig erklärt werden könne. Geschehe aber dies, so würde Folschi mit der Prinzessin eine gesetzliche Ehe eingehen können, worauf auch Don Carlos der Tochter Verzeihung gewähren würde. Diese Bereitwilligkeit der hochkirchlichen Kreise zu einem Vergleiche steht in einem recht auffälligen Gegensatz zu der früheren vollständig ablehnenden Haltung gegenüber allen Wünschen der Prinzessin. Jetzt aber hat man in Rom eingesehen, daß diese doch ihren Willen durchzusetzen entschlossen ist, und so möchte man es wenigstens verhindern, daß die Flüchtigen in Nordamerika aus der katholischen Kirche austreten und dadurch den kirchlichen Hinderungsgrund für die Scheidung Folschi's beseitigen.

Aus Mailand wird der „Wgd. Ztg.“ gemeldet: Vor dem Mailänder Schwurgericht wurde ein Prozeß wegen Totschlags verhandelt, dem der geringfügigste Anlaß zu Grunde lag. Der Vorfall trug sich am 6. Januar in dem Dorfe Juzago zu. In der Osteria des Dorfes saß an diesem Tage eine lustige Gesellschaft beim Glase Wein. Da fiel dem Pächtersöhne Facchinetti eine Fliege ins Glas, und er schüttete das volle Glas zum Fenster hinaus. In diesem Augenblicke ging ein Liebespaar an der Osteria vorbei, und ein unglücklicher Zufall wollte, daß der Wein das Mädchen ins Gesicht und auf das Leinentuch trat. Der Geliebte des Mädchens, ein gewisser Bonzoni, stürzte wütend in die Osteria hinein und verlangte Rechenschaft über die Beleidigung, die man seiner Braut zugefügt habe. Er ließ sich durchaus nicht davon überzeugen, daß Facchinetti den Wein ausgegossen habe, weil ihm eine Fliege hineingefallen sei, sondern behauptete, Facchinetti habe das Mädchen beleidigen wollen. Schließlich griffen die beiden, nach italienischer Art, zu den Messern und ließen nicht von einander ab, bis Bonzoni tot am Boden lag. Facchinetti wurde zu 5 Jahren 8 Monaten Gefängnis verurteilt.

Wie aus London berichtet wird, vegetieren sich die bei der deutschen Spielwaren-Industrie ausgegebenen Bestellungen für den englischen Weihnachtsbedarf auf die Gesamtsumme von rund 320 000 Pfund Sterling.

Annette von Droste-Hülshoff

(in Meersburg am Bodensee.)

1. Zu Meersburg, wo die Alpen schauen
Verüber nach dem alten Schloß,
Dort in den weiten schwäbischen Gauen
Der Dichtung Duell Dir reichlich floß.
Mit frischer Kraft hast Du gesungen,
Was still Dir ruhte im Gemüt,
Und herrlich war in's Land erklingen,
Du edle Sangerin, Dein Lied.
2. Das war ein Lenz nach stillen Tagen!
Dem Genius war wieder frei!
Die Nachtigallen wollten schlagen
In Deiner Brust, im warmen Mai.
Der Samen vom westfäl'schen Kampfe
Ging auf, im frühlichen und bei Nacht,
Wenn Dir dort auf des Schloßes Kampfe
Der Wind der Heimat Gras gebracht.
3. Dit trat in Deine Turmeszelle
Der Alpengeist mit leisem Schritt;
Dir sang des Meers bewegte Welle
Von allem, was sie trag und litt;
Der Burzelstod am Bergesfente,
Der Star, der von dem Rette schied,
Am grünen Hang die kleine Schenke,
Es wurde alles Dir zum Lied.
4. Was je in Dir gelebt, gerungen,
Gehob sich neu, mit Miesekraft;
Im Heim ist Deiner Brust entsprungnen
Wand kühner Wunsch aus enger Haft.

*) Bekanntlich soll der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff in Meersburg, wo sie begraben liegt, ein Denkmal errichtet werden. Beiträge nimmt Herr Kaufmann Rich. Zimmermann in Meersburg entgegen.

Die Keoscharfe in dem Innern
Klang hell und voller mehr und mehr,
Und oftmals strich ein still Grimmen
Mit Geisterflügeln drüber her.

5. Hier lebst Du, und gabst Du Leben
Im Rinde manchen edlen Keim;
Hier zwischen Wanken, zwischen Reben
Fandst Du das selbst erworbne Heim!
Hier schloß sich Deines Lebens Kette,
Als Dich geschmückt der Lorbeer taum,
Hier träumt im enen Erdenbette
Dein großes Herz den letzten Traum! —
6. Doch! welcher Deutsche weiß noch heute,
Daß hier ein Bergmann ging zur Ruh,
Der unsrer Sprache reiche Kunde
Aus tiefen Stollen führte zu? —
Bergiß sie nicht, die Geistesgaben,
Wenn Vaterland, in Glück und Weh!
Laß an Annette bald uns mahnen
Ein Denkmal nah beim Bodensee!"

G. Menzel.

Litterarisches.

— Accorde, Gedichte und Aphorismen von Joh. Augsburg Verlag von Lampart u. Comp. — Ein reines, edles Gemüt, voll gläubigen Gottvertrauens, singt hier einfache, aber herrliche Lieder, die jedem Leser Zufriedenheit und süßes Glück in die Seele gehen möchten. Von derselben Verfasserin ist in gleichem Verlage erschienen: „Küchenpoesie. Geprübte Kochrezepte in Versen.“ 3. vermehrte Auflage. — In droffigen Versen, die all den Damen, die der Küche noch einige Aufmerksamkeit schenken, großes Vergnügen machen, werden hier Rezepte mitgeteilt, die uns von kundiger Seite als recht gut bezeichnet werden. Wie die Verfasserin ihre Aufgabe ansah, mögen folgende Verse aus der Einleitung zeigen:

Zwar sprechen all die Verse
Von Glück und Liebe nicht;
Ihr Inhalt ist profaisch
Und ihr Gewand nur schlicht.
Doch da der Weg zum Herzen
Oft durch den Magen geht,
Auch zwischen ihren Zeilen
Ein Hauch der Liebe weht!

Eine recht hübsche Schmelerei begehrt die Verfasserin, indem sie zwischen all den Kochrezepten ganz vermischt „Rezepte zu einer Männer- und einer Frauenzeile“ hineinsetzt.

— „Unter Jigunern.“ Roman von Johannes Richard zur Megebe. Preis geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) — Die Buchhändler-Ankündigung besagt, daß hier das erste größere Werk eines jungen Schriftstellers vor das lesende Publikum tritt. Man braucht nicht Kenner zu sein, um den glücklichen Griff zu bewundern, den der Verfasser in's volle Menschenleben der deutschen Hauptstadt gethan hat, in Kreise, die nicht jedem zugänglich sind und die doch jeden interessieren. Voll Spannung folgen wir ihm aus Frau Clara Uners „Salon“, in dem die „schönen“ und andern Berühmtheiten der Schriftstellerwelt tagen, in die Villa des weltmännischen Millionärs, Sonderlings und edeln Menschen Dr. Verden, vom Klemplag in's Café chantant, von der behaglich-eleganten Häuslichkeit der reizenden, klugen, verordneten Leo in die banale Junggefellenswohnung des armen Schriftstellers-Brosen, in das hausbackene Heim der wunderhübschen, unantastbaren Prosefforin Marie Güters. Allen Respekt verdient die Schärfe, die Klarheit, die Naturtreue, mit der Johannes Richard zur Megebe seine Gestalten erschaut, erschaut und wiedergegeben hat und sein Talent, Stimmung und Volontät zu treffen, den tragischen Knoten zu knüpfen und zu lösen.

— „Kismet.“ „Frühlingstage in St. Surin.“ „Schloß Tombronska.“ Von Joh. Richard zur Megebe. Preis geheftet 3 M.; elegant gebunden 4 M. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) Auch hier begegnen wir den Vorzügen des Romanes „Unter Jigunern“, und das vielleicht noch in erhöhtem Maße. „Kismet“ zum wenigsten findet an seiner, leuchtender, pitanter Vielfarbigkeit der Bilder, an Fülle und Tiefe der Figuren und Charaktere und an poetischem Reiz der Darstellung nicht leicht seinesgleichen. Wenn „Kismet“ den Leser von Berlin nach Rom, von Rom nach Monte Carlo, von Monte Carlo in das Sterbegemur einer deutschen Fremdenanstalt führt, so vergehen „die Frühlingstage in St. Surin“ fast ausschließlich am Genfer See, unter den Pensionären aus aller Herren Länder, die ein protestantischer Geistlicher um sich versammelt hat — eine reizend erzählte Geschichte, die trotz ernsthafter Wendung doch ein fröhliches, seliges Ende nimmt! „Schloß Tombronska“ dagegen trägt in die Herbstidee und die Einsamkeit der polnischen Landstrasse und eines gepentischen polnischen Feudalschloßes hinüber. Und eine Spitzgeschichte ist es ja auch, die sich in „Schloß Tombronska“ abspielt. Man braucht sie nicht zu glauben, aber man wird sie sicher mit Spannung und Genuß lesen und am Ende vielleicht sogar etwas von „Gruseln“ gelernt haben!

— Leo Friedrich's „Heitere Vorträge für Salon und Vereine.“ Nach Beiträgen unserer besten Humoristen gesammelt, eingerichtet und in öffentlichen Vorlesungen erprobt von Leo Friedrich, em. k. Hofburgschauspieler und Professor des Wiener Konservatoriums. In originellem Umschlage mit dem Bildnisse des Herausgebers, geheftet 1.50 fl., gebunden 1.90 fl. G. Daberlow'scher Verlag für Theater und Wiener Humor. — Diese zweite, durch neue Beiträge bereicherte Auflage ist in ihrer erweiterten Gestalt ein Stelldichein des Humors. Diese Sammlung sichert jenen Erfolg, wie ihn die rasch vergriffene erste Auflage gefunden hat.

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe Dirschtstraße.